

geblendeten Augen. Dabei erkannte sie auf ihrer Armbanduhr, daß sie zu spät nach Hause kommen würde. Gäste waren eingeladen, sie mochten warten, es kümmerte sie nicht! Alphonse Meunier war eingeladen — es kümmerte sie nicht! Sie blieb stehen, und hier, mitten in einem namenlosen, menschenleeren Quergäßchen der Rue du Caid, geschah das Wunderbare, daß Helga ihren Kopf an Wandells Schulter legte, und er beugte sich zu ihr herab und küßte ihren Mund.

Ein Araber trat aus einem Hauseingang und grüßte tief. Helga wurde bleich und zog Wandell mit sich fort.

„Was ist?“ fragte er. Sie schüttelte den Kopf. „Nichts — nichts. Ich bin sehr leichtsinnig. Komm!“

Von da an trafen sie sich jeden Tag, und wenn es Helga so einrichten konnte, auch zweimal am Tage.

Aber eines Morgens, als Wandell beim Frühstück auf seinem Zimmer saß, erschien bei ihm ein mittelgroßer Herr von etwa vierzig Jahren. Er trug einen Sportanzug mit Reitstiefeln, auf seinem Kopfe saß ein Tropenhelm, und von seinen Schultern hing ihm ein weißer Burnus herab. Er lehnte es ab, sich niederzusetzen und sagte in mangelhaftem Deutsch: „Ich heiße Alphonse Meunier, bin verlobt mit Fräulein Friis. Das ist Ihnen bekannt?“

Wandell schüttelte den Kopf. „Was wollen Sie von mir?“

„Gehen Sie sofort auf Ihr Schiff, und versuchen Sie nicht mehr, mit Fräulein Friis zu sprechen!“

„Herr Meunier“, sagte Wandell kalt, „Sie sind der unverschämteste Mensch, den ich kenne.“

Außer sich vor Zorn, riß der Besucher eine Reitpeitsche hervor, die er bis dahin unter dem Burnus verborgen hatte, und führte gegen Wandell einen schnellen Hieb. Wandell wich dem Schlage aus und griff zu . . .

Als Meunier die Treppe des Hotels hinunterging, war er nicht mehr im Besitz seiner Peitsche, und sein Gesicht zeigte auf der linken Seite einen roten Fleck.

Über eine Stunde lang wartete Wandell vergeblich im Café Maxeville, wo er sich mit Helga verabredet hatte. Sie kam nicht, und voller Unruhe wagte er es, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen, aber er traf nur ihren Bruder an. „Meine Schwester ist bereits gestern nach Tunis gefahren“, sagte Herr Friis unfreundlich. „Ich weiß nicht, wann sie zurückkommt. Es ist besser, Sie warten nicht auf sie.“

Verwirrt ging Wandell ins Hotel zurück. Vielleicht, so hoffte er, hat Helga einen Brief

geschrieben? Doch auf seinem Zimmer lag nur eine Botschaft vom Kapitän der „Bona“: „Kommen Sie an Bord! Wir fahren morgen mittag gegen zwölf!“

Wieder setzte sich Wandell ins Café Maxeville. Er kam hierher zurück, weil er sich hier mit Helga verabredet hatte, und weil dies der einzige Ort war, wo er sie noch erwarten konnte. Aber seine Hoffnung war gering.

Was konnte er noch tun? Er beschloß, zu schreiben. „Helga, schöne, fremde Frau“, schrieb er, und in seinen Augen standen Tränen, „ich fahre morgen mittag. Zunächst nach Alicante. Ich bin sehr traurig, daß ich Dich vorher nicht mehr sehen soll. Sei sicher, daß ich wiederkommen werde, Dich zu holen . . .“

Hier wurde Wandell unterbrochen. Ein arabischer Händler, der Schildkröten und Chamäleons in seinem Korbe trug, legte seine braune Hand auf Wandells Arm und flüsterte: „Monsieur, monsieur, venez avec moi, ich werde Sie führen zu Fräulein Helga, prenez garde, que personne vous voit! Vite, vite!“ Und Wandell folgte ihm sofort und ohne Überlegen.

Von diesem Gang kam er nicht wieder. Die Hafenzentrale fand am Morgen seinen Hut am Kai. Sonst keine Spur. Er war — man nahm dies an — in der Dunkelheit über eine Trosse gestolpert und ins Wasser gefallen. Die Bordwache der „Penalta“, die hier seit zwei Tagen vor der Boje lag und auf Ladung wartete, berichtete von einem unterdrückten Schrei und einem Planschen im Wasser, es sei aber nichts zu sehen gewesen in der dunklen Nacht.

\*

Pünktlich zwölf Uhr mittags läuft die „Bona“ aus. Vorn auf der Back steht, wie das bei den Manövern üblich ist, Herr Heyneken mit seiner Wache bei den Ankern, auf dem Achterschiff Herr Steffens. Und unten im Maschinenraum, wo es nach Öl riecht und nach Dampf und warmem Stahl und Eisen, wartet Herr Evers auf das Klingeln des Maschinentelegraphen.

Schwärme von Fischerbooten mit weißen und mennigeroten Dreiecksegeln flattern vorbei wie bunte Vögel.

Weit hinten liegt ein schmaler, heller, gelber Streifen zwischen Meer und Himmel. Das ist Afrika. Herr Steffens, der die erste Wache hat, wandert auf der Brücke hin und her. Einmal sieht er flüchtig auf das Bootsdeck hinunter, wo der Passagier in seinem Liegestuhl zu schlafen pflegte. Der Passagier ist nicht an Bord . . .